

## Nordische Romane

Vier nordische Romane, die uns in jüngster Zeit durch gute Verdeutschungen zugänglich geworden sind, sollen im Folgenden hauptsächlich ihres religiösen Gehalts wegen betrachtet und gewürdigt werden. Nicht als ob das Religiöse der einzige Wert dieser Erzählungen wäre, sie stehen alle vier auf hoher ästhetischer Stufe epischer Gestaltung, die das gesamte Seelenleben in seiner Abhängigkeit von menschlicher und landschaftlicher Umwelt erfasst. Das gilt von dem Roman der schwedischen Konvertitin Marika Stjernstedt „Die von Snekkenström“. Daß es von Lagerlöfs „Charlotte Löwenstöld“, von des Dänen Anker Larsen „Martha und Maria“ und von Sigrid Undsets, der Norwegerin, „Kristin Lavransdatter“ gilt, braucht nicht versichert werden; diese Namen haben ja europäischen Klang. Lange schon steht in immer gleichem Märchenglanz der Stern Selma Lagerlöfs am nordischen Himmel, während Undset und Anker Larsen erst vor kurzem in steiler Bahn und jähem Glanz zu Gestirnen erster Größe aufgestiegen sind.

Für Selma Lagerlöf ist die Religiosität ein ästhetisches Element, einer der das Alltägliche mit etwas Märchenzauber, gutem oder bösem, erhöhenden Antriebe. Ihr geht es vor allem um das ästhetische Spiel. Überwiegt bei Lagerlöf der ästhetische Schein über den religiösen Gehalt, so steht beides bei Sigrid Undset in vollendetem Ebenmaß. Sie hat für die katholische Religiosität des norwegischen Mittelalters einen geradezu majestätischen Ausdruck gefunden. Bei Stjernstedt und Anker Larsen ist ein Überschuß des Gehalts und der Wirkabsicht über die dichterische Gestaltung. Die Schwedin stellt den heutigen Katholizismus einer Familie ringend, unterliegend und siegend in die übermächtige protestantische Umwelt; der Däne aber versucht den Vorstoß in eine mystische Religiosität, von der das Christentum überwunden werden soll.

\* \* \*

Selma Lagerlöf hat ihre Stärke im Sagaartigen, Legendenhaften; meist steht über ihren Erzählungen eine goldig leuchtende Märchenatmosphäre, in die zuweilen spukhafte Schatten einbrechen. Man wird bei ihr immer gleich mit den ersten Zeilen in eine Phantasiewelt versetzt, in der Überraschung und Wunder Naturgesetz geworden ist. Oft geschehen wunderbare Dinge in der stofflichen Welt, in die gute Geister oder böser Spuk mit übermenschlichen Kräften hereingreifen; immer aber erlebt man unerwartete seelische Reaktionen und Wandlungen, unberechenbare Einfälle ihrer Personen. Diese wunderbaren Begebenheiten werden aber mit solcher Meisterschaft in die natürliche Welt des Stofflichen und Seelischen eingefügt, daß kein störender Riß entsteht; sie werden mit so suggestiver Kunst erzählt, daß sie unwiderstehlich mitreißen. Selma Lagerlöf ist immer die Lehrerin, die Kindern Abenteuer und Märchen erzählt, und das ist ihre Genialität, daß sie den Leser, der noch nicht ganz verknöchert und versteinert ist, wieder zum Kinde macht, das mit Wonne und Gruseln zuhört.

Eine Spukgeschichte mit ethisch-psychologischer Grundströmung war die spannende Erzählung vom „Ring des Generals“, der aus der Gruft gestohlen

wird, dessen Besitzer der Tote bald schrecklich, bald harmlos bedrängt, bis der Ring wieder zurückgegeben wird<sup>1</sup>. Ein Roman voll psychologischer Überraschungen ist „Charlotte Löwenstöld“<sup>2</sup>. Wer sollte denken, daß Charlotte, die fünf Jahre ihrem Verlobten, dem Pfarrvikar Karl Arthur, treu geblieben ist, die Werbung des millionenreichen Hüttenbesizers annimmt, ja, und daß sie diese Werbung aus lauterster Liebe zu Karl Arthur annimmt — aber was das Wunderbarste ist, daß sie den Hüttenbesizer Schagerström wirklich heiratet und offenbar glücklich mit ihm wird. Das kommt einem beim Lesen jedesmal wie ein verblüffend neuer Zug in einem Brettspiel, das man von Grund aus zu kennen meint. Die Spielregeln aber sind gewahrt. Die Charaktere bleiben sich treu. Charlotte ist sprühend lebendig, voller mutwilliger, aber gutherziger Streiche und Spässe, heftig und rasch mit dem Worte, aber auch grundgescheit und von unbegrenzter Aufopferungsfähigkeit für die Menschen, die sie liebt. Und sie liebt Beata Ekenstedt, die Mutter Karl Arthurs; sie liebt den Sohn mehr noch, als sie in ihn verliebt ist. So bringt sie es über sich, um Karl Arthur die Achtung und Liebe der Gemeinde und seiner Mutter zu erhalten, die Schuld für die Aufhebung der Verlobung auf sich zu nehmen. Karl Arthur hat sich von der für ihn schwärmenden Organistenfrau Thea Sundler eifersüchtig machen lassen: Charlotte habe es auf Schagerström abgesehen. Darum nimmt Charlotte die Werbung des Hüttenbesizers an, daß Karl Arthur nicht als eifersüchtiger Narr dasteht; sie denkt nicht daran, den Millionär zu heiraten. Inzwischen hat sich Karl Arthur durch religiösen Fanatismus, den Thea schürt, mit seiner Mutter entzweit; Thea fühlt richtig, daß die Mutter Karl Arthur mit Charlotte wieder vereinigen will. Sie ist erst bereit, ihren allmächtigen Einfluß bei Karl Arthur einzusetzen, daß er sich mit seiner Mutter ausöhne, wenn Charlotte den Hüttenbesizer wirklich heiratet. Karl Arthur muß sich mit seiner Mutter ausöhnen, sonst ist seine Wirksamkeit vernichtet, sonst bricht das Herz der Mutter, drum geht Charlotte auf die Trauung ein. Nun gibt es also eine unglückliche Ehe, Charlotte trauert dem verlorenen Liebsten nach, geht als unverstandene Frau neben dem ungeliebten Mann durchs Leben? Weit gefehlt; durch eine taktlose, wenn auch gut gemeinte Rechtfertigung Charlottens in einem Erweckungskonventikel hat Karl Arthur die Liebe seiner ehemaligen Braut totgeschlagen, und Schagerström ist ein so edler, gütiger, wenn auch häßlicher und reicher Mensch, daß Charlotte sich bei ihm herzlich wohl fühlt. Damit schließt der Roman.

So überraschend das Handeln der Personen dieses Romans ist, sind die Charaktere doch stark typisiert. Die einzige problematische Figur ist der anscheinend so durchsichtige, unkomplizierte Karl Arthur. Er war schon immer etwas pietistisch angehaucht, aber die Schwärmerei, die ihn zum hinreißenden Erweckungsprediger, freilich auch zum Narren religiöser Überspanntheit macht, kommt erst über ihn, als er unter Thea Sunders Einfluß gerät. Die Offenbarung seines religiösen Innenlebens, aber auch die kraftvolle Auslegung der Bibel rührt die Gemeinde zu Tränen, senkt Frieden und Ruhe in die Herzen,

<sup>1</sup> Übersetzung ins Deutsche von Maria Franzos. Albert Langen, München.

<sup>2</sup> Übersetzung von Pauline Kläiber-Gottschau. 8° (277 S.) München 1926, Albert Langen. Geh. M 4.—, geb. M 7.—

weckt ernstliche gute Vorsätze. Aber er geht auch in seiner Überspanntheit hin, um sich mit der ersten ledigen Frauensperson zu verloben, die ihm Gott bei einem Gang auf der Landstraße entgegenführe; er begegnet einem hauserenden Bauernmädchen und macht es zu seiner Braut. Nichts kann deutlicher beweisen, daß ihm Thea Sunders Verliebtheit und seine eigene erotische Bindung an sie nicht bewußt geworden ist. Thea Sundler ist die Hexe in diesem Romanmärchen, die den guten Karl Arthur verzaubert, die selbst seine rührende Schwärmerei für die Armut und Demut Christi in den Dienst ihrer Ränke stellt. Das ist auch einer der überraschenden Schachzüge dieses psychologischen Spiels, daß die religiöse Hochspannung Karl Arthurs gerade zur Quelle der verlegendsten Lieblosigkeit gegen seine Mutter und Charlotte wird. Sicher wird die Mutter dank ihrer feenhaften Scharfsinnigkeit und Kunst der Menschenbehandlung ihren Sohn dem Banne Theas entziehen — ihn aber auch zu einem bürgerlich behaglichen Christentum zurückführen.

Die beiden Romane Selma Lagerlöfs beweisen, daß sie noch auf der Höhe ihres künstlerischen Schaffens steht, von einem Abstieg ist nichts zu bemerken. Immer neue spannende Fabeln und Verwicklungen fallen ihr ein, in stets neue fesselnde Typen legt sie die menschliche Seele auseinander.

\* \* \*

Fast ein Vierteljahrhundert jünger als Selma Lagerlöf ist Sigrid Undset, und doch ist schon jetzt die Norwegerin herb, fast düster, während die große Schwedin immer noch einen kindlich-schelmischen Glanz im Auge hat. Sigrid Undset ist 1882 als Tochter eines angesehenen norwegischen Archäologen und einer Dänin aus alter Juristenfamilie geboren. Unter zahlreichen Geschwistern herangewachsen, mußte sie als Kontoristin in Oslo ihren Lebensunterhalt erwerben. Bald erschienen Gedichte, ein Roman, Novellen, die ein ungewöhnliches Talent offenbarten, das freilich in die neuheidnischen Anschauungen über Religion und Ethik verstrickt war. Ins Deutsche übertragen sind aus dieser Periode „Jenny“ 1911 und „Frühling“ 1914<sup>1</sup>. Vielleicht kann man im „Frühling“ eine leise Hinkehr zu christlicher Denkart darin finden, daß die Ehe zwischen Torkild und der erotisch fühlen Rose nach vorübergehender Scheidung sich fürs Leben wieder zusammenschließt. Jedenfalls ließ ihr Essaybuch Et Kvinde-synpunkt (Vom Standpunkt einer Frau) 1919 deutlich die Wendung zum positiven Christentum erkennen. Sigrid Undset hat sich, vom modernen Heidentum kommend, in die katholische Kirche aufnehmen lassen. Das hat weder ihrem Charakter, noch ihrem Werke Abbruch getan. Das Bild, das Anders Castus Svarstad, ihr Mann, gemalt, bleibt Wesensausdruck ihres Seins und Schaffens. „Mit weit aufgerissenen Pupillen, den vollen Mund bitter und schmerzhaft geschlossen, starrt sie in die Welt, deren Fülle und Fürchterlichkeit sie gegen ihren Willen sehen muß; besser kann kaum der Grundzug ihrer Kunst, das dämonische Erlebnis der Wirklichkeit, charakterisiert werden.“<sup>2</sup>

Bereits zwei große Romane hat Sigrid Undset seit ihrer Konversion geschrieben: 1920—1922 den dreibändigen „Kristin Lavransdatter“, 1925 erschien

<sup>1</sup> Beide gut übertragen von Thora Dohrenberg. Berlin 1921 und 1926, Universitätsverlag.

<sup>2</sup> Ernst Alker in seinem aufschlußreichen, feinfühligem Aufsatz im „Hochland“, April 1926.

„Olav Audunsfön i Hestviken“ in zwei Bänden. Mit „Kristin Lavransdatter“ rückt die Norwegerin in die Reihe der großen Epiker der Weltliteratur, so daß man sie mit Recht unter die künftigen Nobelpreisträger rechnet. Der Verlag Rütten & Loening verdient den größten Dank, daß er das — allerdings glänzend gelungene — Wagnis unternahm, das umfangreiche Werk in der, von Kleinigkeiten abgesehen, ausgezeichneten Übertragung deutschen Lesern zugänglich zu machen<sup>1</sup>. In seltener Übereinstimmung wurde die gewaltige Schöpfung nicht nur in katholischen Organen, sondern auch in der konfessionell farblosen und katholikenfeindlichen Presse als Kunstwerk hohen Ranges gefeiert. Und was bei der gegenwärtigen Geldknappheit viel heißen will, die drei Bände mit über 1600 Seiten wurden gut gekauft.

Kristin Lavransdatter lebt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Mit einer Anschaulichkeit und Einfühlungskraft, die unwiderstehlich mitreißt, die Fernes und längst Vergangenes zum Hier und Jetzt macht, gestaltet Undset die Zivilisation und Kultur des damaligen Norwegen. Weniger lebendig werden für den deutschen Leser, dem hier unwillkürlich aufsteigende Assoziationen fehlen, die politischen Verhältnisse, das Ringen um eigenes norwegisches Königtum, Werden, Wachsen und Verfallen alter Geschlechter. Die große Zahl von Personen, die an der Peripherie vorübergleiten, Familienschicksale, die im Abriss berichtet werden, geben wohl den unbestimmten Eindruck eines weiten historischen Horizontes, sind aber wenigstens in der Übersetzung ästhetisch tote Partien. Das ist aber auch das einzige, was nach meiner Ansicht nicht von pulsendem Leben erfüllt mit den Ausdrucksmitteln hoher Kunst sich offenbart.

Durch die ganze Dichtung geht ein Strom katholischer Religiosität. Wohl hat sich vom Heidentum her noch allerlei Aberglaube erhalten, aber oft wird das geheime Strömen und Glühen zu jäher Stichflamme lauterer Gottinnigkeit, die einen mitten ins Herz trifft. Der letzte klare Gedanke, der sich im Gehirn der sterbenden Kristin bildete, läßt über ihrem ganzen Leben demütige Religiosität still leuchten. „Es schien ihr ein Wunder zu sein, das sie nicht begriff — trotzdem wußte sie ganz sicher, Gott hatte sie in einem Pakt festgehalten, der für sie geschlossen worden war, ohne daß sie etwas davon ahnte, von einer Liebe, die über sie ausgeschüttet worden war. Und trotz ihrem eigenen Willen, trotz ihrem schweren erdgebundenen Sinn hatte etwas von dieser Liebe in ihr weitergelebt, hatte in ihr gewirkt wie die Sonne in der Erde, hatte eine Saat hervorgebracht, die weder das heißeste Feuer der Liebe noch der stürmende Zornesmut der Liebe ganz hatten vernichten können. Eine Dienerin Gottes war sie gewesen — eine widerspenstige unwillige Magd, meist eine Augendienerin in ihren Gebeten und untreu in ihrem Herzen, faul und nachlässig, ohne Geduld während der Züchtigung, wenig ausdauernd in ihren Taten. Trotzdem hatte er sie in seinem Dienst behalten... daß sie seine Dienerin sei, dem Herrn und König gehörte, der jetzt kam, getragen von den geweihten Händen des Priesters, um ihr Freiheit und Erlösung zu bringen.“

Ja, heiße Feuer der Liebe und des Zornes brannten in ihrem Leben. Sooft hat sie Menschen, die sie am tiefsten liebte, aufs bitterste gebränkt.

<sup>1</sup> Sigrud Undset, Kristin Lavransdatter. 3 Bde. 8° (408, 586 u. 622 S.) Geh. M 21.—

Da ist erst ihr Vater, der starke, tieffromme Lavrans, dem sich ihr Herz in zärtlicher Kindesliebe öffnet; die Mutter Ragnfrid, die sich in Selbstvorwürfen quält, ist so düster und unzugänglich. Und doch offenbart Kristin dem Vater in Groll und Grimm, was ihn am empfindlichsten trifft, daß sie ihren Jungfrauenkranz schon an Erlend verloren hatte, als dessen Werber so kühl und stolz von Lavrans behandelt wurden. Aber wieder finden Vater und Tochter sich in der alten Liebe; der Abschied zwischen beiden fürs Leben ist mit wunderbarer Kraft und Zartheit gestaltet.

Und was brennt ein Feuer der Liebe und des Zornes zwischen Kristin und Erlend! Mit fünfzehn Jahren war sie von ihren Eltern dem fünf Jahre älteren hübschen, aber etwas beleibten Simon Andressohn verlobt worden. Zur Vollendung ihrer Erziehung für ein Jahr zu den Klosterfrauen in Oslo geschickt, begegnet sie Erlend; beide entbrennen in der Leidenschaft von Naturen, die erotisch in seltenem Grade aufeinander abgestimmt sind. Erlend, fast doppelt so alt wie Kristin, hat ein wildes Leben hinter sich; lange hatte er mit Eline, der Frau eines andern, zusammengelebt. Kristin, von der verschlossenen Mutter und dem vertrauensseligen Vater nicht gewarnt, durch unverschuldetes Erlebnis um die Jungfräulichkeit des Gemüths gebracht, verfällt dem Manne, der ihr so schön erschien, daß „es ihr im ganzen Körper weh that“. Simon ertappt die beiden und tritt von der Verlobung zurück, indem er, um Lavrans zu schonen, die Schuld auf sich nimmt. Dem übel beleumundeten Erlend will der Vater sein Liebstes nicht anvertrauen. Die beiden machen sich auf, heimlich aus dem Land zu fliehen. Da tritt ihnen Eline, deren Mann jetzt gestorben ist, entgegen. Sie wird von Kristin und Erlend in den Selbstmord gedrängt. Kristin kehrt ins Elternhaus zurück; ihr unstillbarer Kummer erweicht den Vater, daß er schließlich in die Werbung Erlends einwilligt. Mit der Jungfrauenkrone auf dem offenen Haar wird Kristin Erlend angetraut, dessen Kind sie unterm Herzen trägt. So schließt der erste Band.

Kristin ist Herrin auf dem Edelhofe Husaby. Von den ersten Tagen der Ehe regt sich in ihr ein Groll gegen Erlend. Groll, weil Erlend nicht steht, wie es um sie steht, und weil er dann so verdrossen ist, daß das erste Kind ein halbes Jahr zu früh kommt. Groll, weil Erlend, der Adlige, auf die edelbäuerliche Familie Kristins herabsieht und doch zugleich so untüchtig in der Verwaltung seines eigenen Hofes ist und es im häuslichen Leben an höfischem Wesen fehlen läßt. Er hat so gar nichts von der Gabe ihres Vaters, das Leben in der Familie behaglich zu machen. Dann kommen noch die Kinder der ermordeten Eline hinzu; den Knaben gewinnt Kristin lieb, aber das Mädchen ist und bleibt ihr um so unfreundlicher gesinnt. Zutiefst leidet sie an der ungebeichteten, ungesühnten Mitschuld an Elines Tod. Nach der Geburt des Sündenkindes, die sie dem Tode nahebringt, macht sie eine Bußwallfahrt zur Dlafskirche in Trondhjem und wird vom Erzbischof losgesprochen. In rastloser, kluger Arbeit bringt sie den heruntergekommenen Hof wieder in Blüte. Fast jedes Jahr bringt einen Knaben, einmal gar Zwillinge. Erlend weilt ein Jahr fern von ihr, er hält Grenzwahe im fernsten Norden. Kristin wird sanft und schwach vor Glück, da er wiederkehrt. Aber sie empfindet es bitter, daß er die heranwachsenden Knaben ihr entzieht und sie doch nicht wohl er-

zieht. In tiefer Erbitterung wirft sie ihm vor, daß er nicht der Mann und Herr sei, zu dem sie aufsehen könne. Erlend hatte gesagt, er wolle es nicht dulden, daß sie zu ihm spreche, als sei er ihr Knecht. Behend vor Erregung antwortet Kristin: „Ich habe nicht mit dir gesprochen, als seist du mein Knecht. Hast du mich je einmal hart oder heftig zu einem Menschen reden hören, den man für einen geringeren ansehen konnte als mich? ... du aber solltest mein Herr sein, dir sollte ich gehorchen, und dich sollte ich ehren, sollte mich vor dir beugen und mich auf dich stützen, nächst Gott — nach Gottes Befehl, Erlend! Und habe ich die Geduld verloren, und habe ich so zu dir gesprochen, wie es einem Weibe nicht ziemt, mit seinem Gemahl zu sprechen — so war dies wohl darum, weil du es mir sooft schwer machtest, meinen Unverstand unter dein besseres Wissen zu beugen, meinen Gemahl und Herrn so zu ehren und ihm so zu gehorchen, wie ich selbst am liebsten wollte. Und vielleicht mag es sein, du — vielleicht, daß ich glaubte, ich könnte dich dazu aufreizen, zu zeigen, du seist der Mann und ich nur ein armes Weib. ... Aber tröste dich, Erlend. Ich werde dich nicht mehr mit Worten kränken, von diesem Tage an werde ich nie vergessen, dich so sanft anzureden, als wäre Knechtsblut in dir —.“ Da geht Erlend im Trog hin und bricht die Ehe mit einer Frau, die ihm ihre Willigkeit schon oft gezeigt. Durch sie werden seine Pläne, Norwegen einen eigenen König zu verschaffen, offenbar. Dem Hochverräter droht das Schlimmste. Aber sobald er in Not und Gefahr ist, Kerker und Folter leiden muß, flammt Kristins Liebe wieder auf; sie weiß alles und verzeiht alles. Erlend kommt dank der selbstlosen Fürsprache Simons mit dem Leben davon, das Gut seiner Sippe verliert er. Er zieht auf Kristins elterlichen Hof; Lavrans ist gestorben.

Der dritte Band spielt zum größten Teil wieder auf Jörundhof, wo Kristin Kind gewesen. Als Mutter von sieben heranwachsenden Söhnen, als Herrin des mäßig großen Hofes schaltet und waltet sie. Erlend aber lebt so dahin, tut nichts, läßt sich bald von dem einen, bald vom andern seiner Söhne im Nichtstun Gesellschaft leisten. Bald fühlt sich Kristin zu Haus so bedrückt und beengt, daß sie wie ein Häuslerweib für einen Sommer mit dem Vieh auf die Alm zieht. Erlends lässig hochfahrendes Wesen verfeindet die Familie mit den Bewohnern des Tales; auch mit Simon, der Kristins jüngere Schwester geheiratet hat, kommt es zu langdauerndem Zwist. Kristin leidet unter der Vereinsamung und Erlends Untüchtigkeit Todesangst um die Zukunft ihrer Kinder. Das führt zu einem verhängnisvollen Zusammenstoß. Erschütternd ist dieser Ausbruch angstvoller Mutterliebe und gedemütigter Gattenliebe. Kristins lange erzwungene Ruhe bricht zusammen, sie legt sich vornüber auf den Tisch, das Gesicht in den Armen verborgen, schreit sie auf wie ein todwundes Tier. Sie schluchzt so laut und heftig, daß ihr Rücken bebte. Erlend umfaßt ihre Schulter: „Kristin, was ist denn? Was ist denn? Weine doch nicht so — bist du denn ganz von Sinnen?“ — „Ich habe Angst!“ Sie ringt die Hände im Schoß. „Ich habe solche Angst, gütige Jungfrau Maria, hilf uns allen miteinander — ich habe solche Angst, was aus allen meinen Söhnen werden wird.“ In ihrer Not um die Kinder kränkt sie Erlend töricht durch den Vorwurf, er sei nicht würdig, in ihres Vaters Hochsitz zu sitzen, und durch die Erinnerung an seinen Ehebruch. Noch in der Nacht verläßt

Erlend Jörundhof, um allein in bitterer Armut auf einem kleinen Bauerngut zu leben, das ihm persönlich gehört. Dem sterbenden Simon, der sein Leben lang die Liebe zu Kristin nicht verwunden hat, verspricht sie, Erlend aufzusuchen und um Verzeihung zu bitten. Sie tut es; die Woche, die sie in der Berg einsamkeit bei Erlend zubringt, wird zum Liebesidyll. Von neuem Mutter, kehrt sie nach Jörundhof zurück; Erlend besteht auf seiner stolzen Armut, sie aber will der Kinder wegen nicht zu ihm ziehen. Als Erlend ferne bleibt, selbst da ihm ein achter Sohn geboren ist, wacht Kristins Groll wieder auf. Das Kind stirbt bald; Gerede beschuldigt Kristin, den Tod des Kleinen, dessen Vater nicht Erlend sei, verschuldet zu haben. Sie wird selbst vor Bischof Halvard verklagt, die Bauern bedrohen sie und ihre Söhne. Erlend eilt ihr zu Hilfe, aber sie weist ihn bitter ab. Erst als er im Kampf gegen die Bauern, von denen er sie angetastet wähnt, tödlich verwundet wird, schlägt die Liebe, die der innerste Kern ihres Jornes war, alles überflutend über ihr zusammen.

Nach Erlends Tod entwachsen die Söhne — der jüngste stirbt — der Mutter immer mehr. Die beiden Ältesten gehen ins Kloster, andere ziehen in die Ferne in den Dienst großer Herren, Gaute, der drittälteste, wird Herr auf Jörundhof. Er gewinnt sich durch Entführung eine Braut, bald hat Kristin ein Enkelkind auf dem Schoße. Die Schlüssel des Jörundhofes hängen am Gürtel der jungen Frau; und Jofrid ist geizig und herrschlustig. Kristin fühlt sich in den Hintergrund gedrängt, mehr noch, sie fühlt, wie alle irdischen Feuer in ihr ausbrennen. Sie sieht ihr Inneres wie „ein leeres Haus, vollkommen lautlos, dunkel und mit dem Geruch der Ode“; oder wie einen „Ebbestrand, von dem die See sich weit zurückgezogen hat, helle abgewegte Steine, Ballen aus dunklem Tang, allerlei Strandgut“. Es wurde ihr klar, daß „sie recht hatten, die Ausdeuter des Wortes Gottes. Das leibliche Leben war unrettbar vom Unfrieden angesteckt; in der Welt, wo die Menschen sich mischten, neue Geschlechter zeugten, sich von fleischlicher Liebe treiben ließen und ihr eigenes Fleisch liebten, in dieser Welt gab es Herzenskummer und enttäuschte Hoffnungen, so gewiß wie der Reif im Herbst kommt; Leben wie Tod trennten die Freunde schließlich so gewiß, wie der Winter die Bäume von ihren Blättern trennt.“ So entschließt sie sich denn, ins Kloster zu gehen. So demütig und wahrhaftig ist ihr Sinn: „... Sie hatte Gott wohl nie um etwas anderes gebeten als darum, daß er ihr stets ihren Willen lasse. Und immer hatte sie es bekommen, wie sie wollte — meistens. Und jetzt saß sie da mit zerknirschem Herzen, nicht weil sie gegen Gott gesündigt hatte, sondern weil sie unzufrieden damit war, daß sie bis ans Ende ihres Weges ihrem eigenen Willen hatte folgen dürfen. . . . Sie war nicht zu Gott mit ihrem Kranz gekommen, und nicht mit ihrer Sünde und ihrem Kummer — nicht, so lange die Welt noch einen Tropfen Süßigkeit besaß, um ihn in ihren Becher zu mischen. Jetzt aber kam sie, jetzt, da sie gelernt hatte, daß die Welt wie eine Herberge ist — der, welcher nichts mehr auszugeben hat, wird vor die Tür gesetzt.“ Vor Weihnachten 1340 soll sie zur Nonne geweiht werden. „Eine gute Nonne könnte sie wohl nie werden, dachte sie, dazu hatte sie ihre Fähigkeit zur Sammlung und Frömmigkeit allzusehr vergeudet; aber sie wollte so demütig und treu werden, wie Gott es in seiner Gnade nur zulassen wollte.“ Drum diente

sie den andern Nonnen mit liebevoller Ehrfurcht, diente den Kranken zur Zeit der Pest; in heroischer Hingabe für das Kind, für die Bergung der Leiche einer an der Pest gestorbenen verrufenen Frau opfert sie ihr Leben. Zu Messen für die Verstorbenen gibt sie den Brautring hin. Da sie ihn in der Hand des Empfängers liegen sieht, brechen ihre Tränen in einem wilden Strom hervor. „Es war, als habe sie nie zuvor so ganz und gar erkannt, was er bedeutete. Das Leben, dem sie sich durch diesen Ring geweiht hatte, über das sie geklagt, gemurrt, getobt und gegen das sie getrogt hatte — sie hatte es dennoch so sehr geliebt, sich an dem Guten und Bösen darin gefreut, daß es nicht einen Tag gab, den sie nicht schweren Herzens Gott zurückgegeben hätte, nicht einen Schmerz, den sie ohne Entbehrung hätte opfern können.“ —

Die knappen Angaben aus dem Inhalt geben einen ganz unzulänglichen Eindruck von dem Reichtum des Ganzen. Dies um so mehr, als nicht Handlung und Fabel der Nerv der Dichtung ist, sondern Leben, gegenseitige Beeinflussung, Wandlung von etwa zwanzig Charakteren, als neben der Ehe Erlend-Kristin eine ganze Reihe anderer mit ergreifender Kraft und nie erschöpfter Differenzierung geschildert ist. Diese Seelen- und Ehe-Geschichten spielen in einer kulturellen und landschaftlichen Umwelt, die mit der Selbstverständlichkeit und Durchgeformtheit, der lückenlosen Bestimmtheit und Lebenserfülltheit eines Naturerzeugnisses sich aufbaut. Das Rein-Menschliche vereinigt, wie E. Uller treffend sagt, die Erhabenheit und Kraft der Saga mit der psychologischen Feinheit des modernen Romans. Undset besitzt eine wunderbare Meisterschaft, seelische Zustände und Wandlungen in Gespräche von vollendeter Naturwahrheit sich ausatmen zu lassen. Hier und da ein kleines zärtliches Lächeln, ein leises Lachen, ein schonendes Verstummen, ein kurzer, nicht vollendeter Satz, in dem eine Entscheidung auf Leben und Tod ausgesprochen ist — wie machen einem diese kleinen Dinge, hinter denen eine Welt von Innigkeit sich verbirgt, den nordischen Menschen lieb! Wohl fehlt der kräftige Humor, aber nicht selten haben diese Menschen ein schelmisches Leuchten im Auge, ein gütig belustigtes Zucken um die Mundwinkel. Kosige Illusionen kennt diese Dichterin freilich nicht, sie kennt und schildert ohne schonende Verhüllung oder gar Verklärung die Versuchung und das Schuldigwerden ihrer Menschen, und doch ist in ihrer wissenden Art etwas von der langmütigen, erbarmenden Güte Gottes.

Alles in allem: das Ganze ist ein Epos hoher Kunst, nicht wenige Teile sind von so tiefer Menschlichkeit und so vollendeter Gestaltung, daß sie erschüttern und beglücken.

\* \* \*

Auch Marika Stjernstedt gestaltet wie Sigrid Undset ein Frauenschicksal. Wohl heißt der Roman „Die von Sneckenström“<sup>1</sup>, aber die alles beherrschende Hauptgestalt ist einzig Paula von Sneckenström; wohl wird in manchen Kapiteln anscheinend nur von ihren beiden Kindern Hans und Banna erzählt, aber man sieht durch das Tun und Leiden und Fehlen der Kinder hindurch ständig die Seele der Mutter, die durch die völlige Ent-

<sup>1</sup> Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Ahea Sternberg. 8° (316 S.) Freiburg 1926, Herder. Geb. M 5.20.



täuschung ihrer Hoffnungen und das Scheitern all ihres Planens und Arbeitens für Gott reift. Gott aber bleibt als der Unerforschliche, Unbegreifliche, Geheimnisvolle, dem an heiligsten Plänen und Wünschen nichts zu liegen scheint, der sie alle vereitelt oder doch ihr Scheitern zuläßt, bis ein Menschenherz von allem losgelöst sich wunschlos ihm hingibt. Viel Leid, viel Mißerfolg muß die religiös hochgespannte Paula durchmachen, in tödlicher Ermattung wird sie schließlich von der Frage bedrängt: Und habe ich nicht bald genug gelebt — unnütz gelebt? Da aber fühlt sie, wie alles Irdische von ihr abfällt. Alles ist vorbei, sie hat einen wunderbaren, nie empfundenen Frieden erlangt, dessen einziges Gebet ist: Dein Wille geschehe. Im Augenblick, da sie vernichtet vor Gott zusammenbricht, hat sie die Gnade und das Glück ihrer Vollendung gefunden.

Paula hat von Natur aus einen kraftvollen Eigenswillen, dem durch eine etwas düstere Erziehung bei französischen Klosterfrauen die dauernde Richtung auf das Religiöse gegeben wurde. Sie ist die Tochter einer Italienerin aus verarmtem Adelsgeschlecht und des schwedischen Industriellen Burchwedel, der die bei der Eheschließung übernommene Pflicht katholischer Kindererziehung treu erfüllt. Er ist auch damit einverstanden, daß Paula nur einen Katholiken heiraten will. Aber der auffallend stille und zurückhaltende junge Mann aus der katholischen Adelsfamilie der Snekström gefällt ihm nicht. Doch Paula setzt ihren Willen durch, der dies eine Mal von Weltlichem, vom Verlangen nach Selbständigkeit, vom Klang des vornehmen Namens, vom Traum des Eheglücks gelockt wird. Die Ehe wird eine grausame Enttäuschung; nur die physische Seite lernt sie kennen, alle seelische Gemeinschaft muß sie entbehren. Schon früh geht die Verschlossenheit ihres Gatten in unheilbare Geisteskrankheit über; im Verfolgungswahn tut er der jungen Frau viel körperliche und seelische Unbill an. In unerschütterlicher, religiös motivierter Pflichttreue pflegt Paula den undankbaren Kranken ein Menschenalter hindurch.

Alle ihre Hoffnungen setzt sie nun auf ihre Kinder, Hoffnungen, die religiös gefärbt sind, wenn auch in ihrem Kern sich Eigenwilligkeit regt. Ihr schwebt der Plan vor, aus ihrem Schloß Bargskär eine Heimstätte und den ausstrahlenden Mittelpunkt katholischen Glaubenslebens zu machen. Sie denkt nicht an äußerliche, mit weltlichen Mitteln arbeitende Propaganda; dafür ist sie von einer zu innerlichen, herben, geistigen Religiosität, die sie ein fast klösterliches Leben führen läßt in Bedürfnislosigkeit, Arbeit, Buße und Gebet. Aber sie möchte in ihren Kindern den Katholizismus wachsen sehen, ihr Schloß soll von einem sich mehrenden Geschlechte katholischer Schweden bevölkert werden, das katholische Leben auf Bargskär soll durch seine Lauterkeit und soziale Wärme den Bewohnern des Lals den Weg zur Mutterkirche zeigen. Aber eine Enttäuschung folgt der andern. Mit welcher Sorgfalt hat sie die beiden Kinder erzogen — und doch! Banna, die heitere, selbstsichere, der alle Herzen zufliegen, läßt sich von einem Lutheraner, der von seiner Frau geschieden ist, entführen. Dieser Gregor hat etwas von Erlend an sich, dieselbe dämonische Gewalt über das Frauenherz, denselben spielerischen Leichtsinn, und im Tiefsten eine heidnische, allem Religiösen unzugängliche Naturhaftigkeit. Banna wird so in seinen Bann gezogen, daß sie sich nur dunkel einer Schuld bewußt ist. Um so tiefer leidet Paula, die für die unbeirrbar irrende Banna ein hartes

Bußleben führt. Auch Hans, der willensschwache, nie seiner selbst sichere, bringt der Mutter bittere Enttäuschungen. Als Gymnasiast hält er zu Uppsala Jahre lang seinen katholischen Glauben geheim. Und später wird gerade sein Entschluß, Priester zu werden, eine harte Prüfung für die Mutter: so ist also ihr Lieblingsgedanke, Vargfär zu einer Wiege katholischen Nachwuchses der katholischen Snekkenström zu machen, von Gott verworfen. Um die Frucht ihres persönlichen Einflusses wird sie gebracht; die Sympathien der Talbewohner werden durch Eingreifen der lutherischen hohen Geistlichkeit zerstört; die einzige Frau, die sie in selbstloser Güte der Kirche zugeführt hat, fällt wieder ab. Vergebens sucht Paula von Snekkenström diese Frau zu sprechen; man weist sie auf der Straße ab. Auf der Heimkehr von diesem Gang kommt die Todesmattigkeit über sie, die Loslösung von allem Endlichen, und wäre es noch so fromm und heilig, die Erfüllung und Stillung durch Gott allein.

Das hat Marika Stjernstedt mit Sigrid Undset gemeinsam: sie verbindet den Glauben an die katholische Kirche und die Liebe zu ihr mit einer erstaunlichen Illusionslosigkeit, mit geradezu ehrfürchtiger Anerkennung aller Wirklichkeit, auch der dunkeln und rätselhaften. Sie scheut nicht davor zurück, den willensschwachen Hans als Priester sittlich scheitern zu lassen; er zieht sich als Büsser in ein Trappistenkloster zurück. Freilich fehlt der Schwedin Undsets unerschöpfliche Fülle und quellende Lebendigkeit, sie ist nüchterner und sparsamer in der Darstellung, stellenweise sogar lehrhaft. Trotzdem ist der Gesamteindruck der eines ungewöhnlichen epischen Könnens, das seinen Gehalt aus ernster, fast herber Religiosität schöpft.

\* \* \*

„Soviel ist mir klar geworden, wenn ein neuer Durchbruch von seelischem Leben kommen will, geht ihm allerlei Mystik voraus — gesunde und krankhafte, miteinander vermischt — in der ganzen Welt. Diejenigen, die unbeschadet hindurchgelangen, haben das neue Leben.“ In diese Worte faßt Anker Larsen das Thema seiner beiden großen Romandichtungen: „Der Stein der Weisen“<sup>1</sup> und „Martha und Maria“<sup>2</sup>.

Zur ungesunden Mystik rechnet der dänische Dichter sektiererischen Erweckungs pietismus, Okkultismus, Hellsehen, Theosophie, Spiritismus und indische Yoghi-Ascese. Vor allem im „Stein der Weisen“ breitet er eine geradezu verwirrende Fülle dieser pseudomystischen Bestrebungen und Geschehnisse aus, von denen sich das, was ihm gesunde Mystik, Durchbruch neuen seelischen, religiösen Lebens ist, nicht ganz deutlich abhebt. Klarer wird dies in „Martha und Maria“, die beide das neue Leben in sich verwirklichen; letzte Klarheit fällt auf Meinung und Absicht des Dichters durch die autobiographische Schilderung seiner religiösen Erlebnisse und deren Deutung, die er in einem kleinen, aber wertvollen Buche „Bei offener Tür“<sup>3</sup> gibt.

Bei dieser Rückschau wird es nun klar, daß im „Stein der Weisen“ Jens Dahl und Holger die eigentlichen Vertreter der gesunden Mystik sind. Freilich

<sup>1</sup> Vgl. diese Zeitschrift 110 (1926) 346.

<sup>2</sup> Übertragung aus dem Dänischen von J. Sandmaier und G. Angermann. 8° (445 S.) Leipzig 1926, Grethlein. Geb. M 10.—

<sup>3</sup> Leipzig 1926, Grethlein.

in grundverschiedener Weise. Jens steht schon in früher Jugend auf der Höhe bewußten mystischen Erlebens und sinkt durch tragische Schuld gerade infolge seiner mystischen Erweckung in moralische und physische Zerrüttung. Holger dagegen steigt aus intellektueller Dumpfheit und leidenschaftlichen Verwirrungen, die ihn zu einer tierisch rohen Gewalttat fortreißen, empor zu mystischer Religiosität, durch die eine rastlose Diesseitsarbeit beseelt wird. Jens erlebt das Mystische als ein „Offenstehen“ der Dinge und Menschen, die sich ihm in einer „Himmelsprache“ offenbaren. Am liebsten öffnet sich für ihn ein alter Holunderbaum des Spielplatzes. Jens sieht, daß der Holunder offensteht, so daß er inne wird, was der Holunderbaum ist und wie der merkt, daß er so ist. „Es war, als atmete der Holunderbaum in ihn hinein. Und als der Atem des Holunders in ihn hineingekommen war, spürte er eine große Freude.“ Es ist, als ob der Baum zu ihm spreche, er nennt das Himmelsprache. Auch andere Dinge stehen bisweilen so offen, daß er sah, was sie waren und wie sie merkten, daß sie so waren. „Die Haselnußhecke war offen, und er saß in stundenlangem Beisammensein mit ihr. Eine Macht, die nicht zu sehen, aber deutlich zu fühlen war, drängte in ihn hinein und wiegte seine Seele in ihrem besonderen Takt. Eine Mutter war nicht so sanft, ein Vater nicht so stark, die Speise, die er aß, nicht so nahe wie diese unsichtbare Macht. Die Stunden vergingen, während er von ihr liebkost in der offenen Hecke saß; draußen vor der Hecke gingen sie, nicht drinnen: Da war alles ein Augenblickchen.“ Nach dem Tod seines heißgeliebten Brüderchens findet er Trost bei dem Holunderbaum. „Es war so still um ihn her und in ihm, daß er den Holunderbaum nicht nur spürte, sondern geradezu sein Innerstes hörte. Nein, nicht nur hörte, es war ja dieses Wohlbekannte, das sowohl sehen als auch hören und fühlen auf einmal war — die Himmelsprache war es. Die breitete sich durch sein ganzes Wesen aus und nahm ihm jeden Wunsch. Das Wort ‚Alles‘ erfüllte aufquellend sein ganzes Herz, und irgend etwas, wohl der Holunderbaum, antwortete: ‚Ja, hier ist alles‘. Er wußte, daß er unter dem Holunderbaum saß, aber im Grunde konnte es gern überall sein; nichts mehr war lang oder kurz, nahe oder fern. ‚Alles ist hier — Brüderchen auch?‘ ... In seinem Innern hörte er Brüderchens feine Stimme sagen: ‚Ja‘ ... Und er blieb still bei ihm sitzen.“ Dieses Erleben des Religiösen, des Ueberräumlichen und Überzeitlichen wird dem Erwachsenen nach vielen Irrfahrten wieder zuteil; aber obgleich es die einzige Sehnsucht seines Herzens zu sein scheint, läßt der Dichter ihn armselig untergehen. Warum? Der Begnadete hatte Gottes Gnade in Genuß verwandelt, er strebte nach dem Schauen des Offenen, nach dem Vernehmen der Himmelsprache nur, um in der Süßigkeit des Schauens und Hörens zu ruhen. Darüber war er für alle Lebensarbeit und für das Leben selbst untauglich geworden. — Holger dagegen dringt nach einem Leben voll Schuld, Sühne und rastloser Arbeit ins Offene ein, ohne seine Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfreude einzubüßen, ohne einem religiösen Genießertum zu verfallen. Es ist so bezeichnend, daß er sein erstes mystisches Erlebnis beim Anblick eines Arbeitsgeräts hat. „Er war gegangen, um die Schaufel zu holen, die er auf dem Felde benutzen wollte. Er wollte sie holen, wie so oft vorher; aber als er sie sah, stutzte er und versiel in Gedanken. Sie stand zwischen den andern Geräten, aber so sonderbar von ihnen getrennt, fand er.

Sie hatte etwas merkwürdig Lebendes an sich. Ja, wirklich Lebendes, als wäre sie auf dem Weg zu ihm, als hielte jemand sie ihm hin und sagte: Du sollst schaufeln.“ Von da geht seine Entwicklung bis zu einer so selbstlosen Hingabe an Gott, daß sie an Selbstausslöschung grenzt. —

Im zweiten Roman stehen sich die beiden Schwestern Marie und Marthe gegenüber als verschiedene Ausprägungen des von der neuen Religiosität ergriffenen Menschen. Die Namen sind sinnbildlich. Maria, die Ältere, ist stark bewußt, träumerisch, fällt leicht in Gedanken, ist nicht sehr tüchtig im täglichen Leben. Marthe dagegen ist emsig und geschickt zu aller Arbeit, hat immer ein kleines bereitwilliges Lächeln um die Lippen, sie ist ständig in einem kleinen Trab; ihre zierlichen Hände sind so flink, sie gleichen ein paar kleinen guten Tieren, die irgend etwas tun, worauf sie sich gut verstehen; hat Marthe eine Arbeit beendet, kann sie aussehen, als habe sie etwas Gutes zu essen bekommen.

Maria kommt in Gefahr, dem Schicksal Jens Dahls zu verfallen. Auch ihr steht früh die Natur offen, daß sie einen Blick ins Zeitlose, ins Ewige tun kann. Diesmal ist es eine verkümmerte einzelstehende Kleeblume, die Trägerin der ersten mystischen Erweckung wird, die Himmelsprache wird zum Aufenthalt im „Nirgends“. Maria hielt beim Viehhüten Umschau nach einem netten Plätzchen, als sie plötzlich das bestimmte Gefühl hatte, es sage jemand: Hier! „Als sie dorthin sah, fiel ihr Blick auf eine kleine Kleeblume, die zu ihr aufzusehen schien. Sie mußte lachen, und ein beglückendes Gefühl wallte in ihr auf und ließ nicht nach, bis ihr die Augen naß wurden. Da legte sie sich hin und sah die Blume an. Sie waren so merkwürdig gute Freunde. . . . Es schien, es sei soviel Sonne in der kleinen roten Kugel. Es sah aus, als lächle sie. . . . Maria wurde auch zur Kleeblume und lag während der ganzen Zeit, in der die Kühe wiederkäuten, zwischen den Blumen. Ungefähr zwei Stunden war sie bei ihnen in dieser Grasmwelt. Wie sie von diesem Tag an das Gras liebte!“ Sie war durch dies Erlebnis in das „Nirgends“ eingedrungen, das „überall ist, das dort ist, wo der liebe Gott ist.“

Aber die beschauliche Anlage Marias entartet in eine schwelgerische Verträumtheit. Das Religiöse entgleitet ihr. Durch eine Reihe glücklicher Fügungen steigt das arme Tagelöhnerkind zu weltlicher Bildung und behaglichem Wohlstand empor; auch die heilende Wirkung fehlt so, die von der Notwendigkeit der täglichen Arbeit ausgeht. Durch den widerwärtigen Anblick einer Kuh, die an ihrem eigenen Euter saugt, wird sie aufgeschreckt; sie steht in dem unnatürlichen Vorgang ein Sinnbild ihres eigenen Lebens; so sauge sie in müßigem Träumen die Lebenskraft aus ihrem eigenen Dasein, niemand zum Nutzen, sich selbst zum Verdruß. Sie beginnt den schwierigen Kampf, um zum wirklichen Leben zurückzukehren. Damit erwacht auch wieder das mystische Erleben, zunächst in Erinnerungen an ihre Kleeblume, bis es in einem Vorgang seinen Höhepunkt erreicht, der das „mystische“ Grunderlebnis Anker Larsens in Marias Bewußtsein verlegt. Eines Morgens ging Maria in den Garten, da sah sie plötzlich, daß eine Esche aus dem Gebüsch vortrat und ihr entgegen ging. Der Baum stand in tiefer Unschuldsfreude über sich da, und Maria ging in dies Gefühl ein. Sie sah die Esche, so wie sie jetzt war, und zugleich sah sie in ihr die kleine Esche, die in der Hecke rings um die Weide stand, wo sie als Kind die Kühe gehütet hatte. Da Maria sich wunderte, wie jene Esche

in weiter Ferne und Vergangenheit zugleich hier sein könne, wurde ihr klar, daß in diesem Zustand die Zeit aufgehoben ist; alles ist, was einmal war. Ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit und Glück erfüllte sie, während sie so jenseits von Zeit und Raum bei einem geheimnisvoll Lebendigen, Gütigen, Mächtigen war. Da sie aus diesem Nirgends zurückkehrt und im Spalt zum Zeitlichen steht, hört sie das Leben, das Glück brausen, und dies Glück im Zeitlichen erkennt sie als die Arbeit. — Von nun an hindert das Beschauliche Maria nicht mehr an der Arbeit, es gibt keine Zerstreutheit, keine Träumerei mehr für sie, sie ist zu ihrer Geschicklichkeit aufgewacht, ohne darüber Gott zu verlieren. Sie schreibt in ihr Tagebuch: „Obgleich meine Lebensfülle größer ist, als ich jemals auszudenken vermochte, ist es, als sei ich bereits tot, während ich noch lebe. . . . Früher war ich es, die meinen Körper besaß und nach meinem Willen benutzte: jetzt ist es Gott, der ihn besitzt, und ich bin nur seine Dienerin, die den Boden fegt und Staub wischt.“

Und damit hat Maria die Vollkommenheit erreicht, die Marthe ihr ganzes Leben übte, Marthe die Bauernmagd und Bauernfrau. Da das Leben die beiden Schwestern im Alter wieder vereint, sagt Maria zur kleinen Marthe, die bewundernd zu ihr aufblickt: „Du bist doch die größere von uns beiden, denn du hast von klein an schon gekonnt, was ich mir mühsam habe erkämpfen müssen. Du hast jederzeit das tun können, was du gerade tun solltest.“ Auch Marthe hatte ihren Trost und ihre Kraft aus den Augenblicken geschöpft, da sie sich in wortloser Hingabe mit Gott vereinigt fühlte.

Als dunkle Folie steht hinter Maria und Marthe der erfolgreiche Politiker und Staatsminister Karl Hjellesmark, der die Beschwingtheit der mystischen Begabung dazu benützt, um in der Welt vorwärtszukommen; er verkauft die Perle des ewigen Lebens, um einen Herrenhof dafür zu erwerben. —

Anker Larsen ist ein Erzähler von hohem Rang, der in einfacher Sprache das Ungewöhnliche zu sagen weiß. Das mystische Erleben ist gewiß ein seltener und spröder Romanvortrag. Mit fruchtbarer Phantasie hat Larsen für das Übersinnliche poetische Einkleidung und Sinnbild gefunden, in feiner psychologischen und ethischen Zergliederung entwickelt er in dem scheinbar aller Dramatik entbehrenden Vorgang Kampf, Niederlage oder Sieg. Den Hauptreiz gibt aber den beiden Büchern, daß gerade an den entscheidenden Stellen das eigene Erlebnis des Dichters durchzittert. Er hatte erst selten, später häufig Erinnerungen an Jugenderlebnisse und kindliche Bewußtseinszustände, die sich an den Anblick z. B. eines Weges oder eines Grasdammes angeschlossen und so lebhaft waren, daß er sich nicht bloß zu erinnern meinte, sondern die Gegenwart des Vergangenen dem Sein nach fühlte. Diese Erinnerungsvorgänge deutet er als Eintreten in ein Sein, wo Zeit und Raum aufgehoben sind, als ein Eingehen in die lebendige Ewigkeit und Unermesslichkeit, als Erleben „Gottes“. Aus diesen Erlebnissen und deren mystischer Deutung speist er seine Dichtungen, die so unleugbar hohen ästhetischen Reiz gewinnen.

Aber wie steht es um den religiösen Wert der beiden Romane? Entscheidend ist da schon, daß Christus als Gottmensch, der durch seinen Opfertod am Kreuz und sein Fortleben in der Kirche der einzige Heiland der Menschheit ist, nicht anerkannt wird. Eine Religiosität, für die Christus nur ein Mensch ist, der wie Buddha oder Laotse das mystische Erlebnis der beschaulichen Hin-

gabe an „das ewige Leben“ hatte und dessen Leben und Worte in uns eine Ahnung und Sehnsucht danach wecken, eine solche Religiosität kann nicht das Endziel eines neuen religiösen Durchbruchs sein.

Aber vielleicht ist die als gesund bezeichnete Mystik wenigstens ein Durchgangsstadium zu vollwertiger Religiosität?

Die Mystik, wie Anker Larsen sie autobiographisch beschreibt und episch gestaltet, setzt sich aus zwei Elementen zusammen. Das erste ist ein von starkem Glücksgefühl begleitetes, fast halluzinatorisches Erinnern an die unschuldige Kindheit. Wichtig ist nun, daß ein Wiederaufleben kindlicher Bewußtseinszustände weniger in ihrer spielerischen, als in ihrer unverbrauchten und unverdorbenen Eigenart eine gute Disposition zu ethischer und religiöser Erneuerung ist. Aber ein solches Erinnern ist selbst noch nichts Religiöses, und wenn es sich bis zum wachträumenden Wiedererleben steigert, scheint es mir krankhaft zu sein. — Das zweite Element der Mystik Larsens ist nicht Erlebnis, sondern eine durch die Lektüre chinesischer, indischer und christlicher Mystiker beeinflusste Deutung und autosuggestive Bereicherung des lustbetonten, halluzinatorischen Erinnerungserlebnisses. Diese Deutung und Anempfindung gibt den in der autobiographischen Skizze und den Romanen beschriebenen Vorgängen erst ihre Ähnlichkeit mit dem, was man unter mystischer Beschauung versteht. Eine solche Selbsttäuschung ist nicht der Weg zum ewigen Leben.

So wird man auch die Mystik Anker Larsens zu den Symptomen einer Zeit rechnen müssen, die, des Materialismus und Naturalismus müde, im Geistigen und Übersinnlichen ihre Befriedigung sucht, ohne jedoch Ernst mit diesem neuen Leben zu machen. Nicht durch Okkultismus und Mystik hindurch zu gesunder Religiosität geht diese Bewegung, sondern das Pendel scheint bereits auf dem toten Punkt angelangt, um wieder zu metaphysisch- und mystikfreier Erdhaftigkeit zurückzuschwingen.

Sigmund Stang S. J.